[s.n.]

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **90 (1964)**

Heft 41

PDF erstellt am: **03.05.2024**

Nutzungsbedingungen

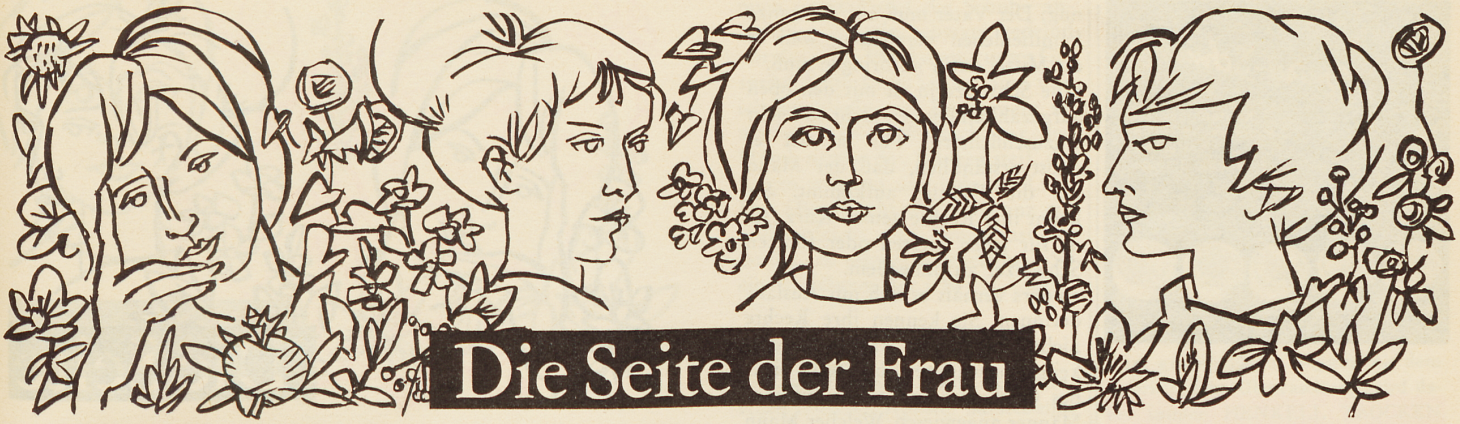
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Die Seite der Frau

«Bin ich wirklich so schlecht?»

Wenn man so die Artikel in Zeitungen und Zeitschriften liest (und ich meine diesmal die seriösen), scheint gelegentlich die Welt so kompliziert und schwerverständlich, daß einem ist als «ging einem ein Mühlrad im Kopf herum».

Da wären etwa zuviel Kinder. In allen Landen ertönt der Schrei nach Geburtenregelung, nach ‹Familienplanung›.

Und anderseits hat es zu wenig Kinder. Namentlich in den USA, aber auch bei uns und anderswo warten Ehepaare sehnsüchtig jahrelang auf ein Adoptivkind und können keines finden. In den USA sollen diese Ehepaare (oder auch alleinstehende Frauen), die bereit sind, ein – oder sogar mehrere – Kinder zu adoptieren und keine finden, nach Hunderttausenden zählen. Allerdings nimmt man es drüben mit den Voraussetzungen sehr streng.

Wenn es dann wirklich eines Tages soweit ist, ist natürlich die Freude groß.

Es hat also einerseits zuviele, anderseits zu wenig Kinder. Und vielleicht ist ja beides durchaus zutreffend, nur kommt es auf die Länder an, und auf die Verhältnisse in diesen Ländern.

Glücklich das Land, in dem die Nachfrage nach Adoptivkindern so groß ist, daß ein kleines Geschöpf, das anderswo ‹überflüssig› ist, liebevolle Aufnahme findet.

Die Journalistin Dorothy Barclay erzählt in diesem Zusammenhang eine reizende Geschichte.

Das achtjährige Söhnchen einer ihrer Bekannten kommt eines Nachmittags jämmerlich heulend aus der Schule und fragt die Mama: «Mami, – bin ich wirklich so schlecht?» Und die Mami versichert ihm, er sei im Gegenteil ihr lieber Bub, und wie er auf den absurden Gedanken seiner Schlechtigkeit komme?

«Also ich habe mit Mary und Karin und Peter gespielt, und sie sagten, im Vergleich zu ihnen sei ich einfach gar nichts. Sie seien nämlich Adoptivkinder, und sie seien von ihren Eltern ‹aus einem ganzen Haufen› ausgewählt worden, weil sie die besten und hübschesten und liebsten Kinder seien, aber der Papi und du, ihr habet einfach so nehmen müssen, was gekommen sei, und das sei bloß ich gewesen, und jetzt müsset ihr mich behalten.»

Wo sind die Zeiten, da um das Adoptivkind eine Aura peinlicher Geheimniskrämerei schwebte, und wo Kinderpsychologen und Zeitschriften sich immer wieder mit Art und Zeitpunkt der ‹Aufklärung› des Kindes über seine rechtliche Lage befaßten, weil es sich darum handelte, dem Kinde einen schweren Schock zu ersparen?

Trotzdem, und trotz der netten Geschichte, glaube ich nicht, daß unsere eigenen Kinder eines Tages ein seelisches Trauma davontragen, wenn es auskommt, daß sie bloß home-made sind. Dazu fühlen sie sich viel zu sicher.

Ich habe mich übrigens schon öfter gefragt, ob es nicht im Grunde leichter sei, ein Adoptivkind zu erziehen, als ein eigenes.

Vielleicht kommt das bloß daher, daß ich zu den Müttern gehöre, denen es besonders auf die Nerven geht, im Sprößling immer wieder den eigenen Fehlern zu begegnen.

Bethli

Die Frau des Vierten Schweizers hat das Wort

Liebes Bethli!

In deinem Artikel in Nummer 35 glaubte ich einen Ton zu hören, der jeden, ach, so rechten Schweizermann beleidigen muß. Nämlich, daß er eine Ausländerin bevorzugt, weil sie sogar bereit ist, arbeiten zu gehen. Ich, selber eine Ausländerin (Skandinavien), kann bezeugen, daß dies nicht zutrifft. Eher bin ich der Ansicht, daß die Frau arbeiten geht, um ihrem Eheliebsten *einen* Klagegrund wegzunehmen. Denn das einzige Gesprächsthema vieler Männer ist, wie es sich gehört, die Arbeit. Oder besser gesagt, der Chrampf, in dem der Vater sich für seine Familie aufopfert:

A) Weil der Vater schon von der Arbeit nervös ist, dürfen sich die Kinder nicht bei Tisch blicken lassen.

B) Weil der Vater von der Arbeit müde ist, verbringen die Kinder, samt Mammi den Abend still im Kinderzimmer.

C) Damit der Vater sich endlich von der Arbeit ausruhen kann, geht die Mutter am Samstag und Sonntag mit den Kindern spazieren.

D) Weil der Vater das Geld so schwer hat erarbeiten müssen, bestimmt er allein, wo es hingeht.

E) Weil der Vater bei der Arbeit genug Aerger hat, muß die Frau die Kinder allein erziehen.

F) Weil der Vater bei der Arbeit genug Sorgen hat, darf die Frau ihn nicht noch mit ihren eigenen belästigen, die ja ohnehin bloß eingebildet sind.

Immerhin, der Vater hat Recht. Die gesamte Existenz hängt allein von ihm ab. Er ist sich dessen auch sehr bewußt, und wird zu einem Dauerpensionär, dem man nichts, aber auch gar nichts zumuten kann: er zahlt ja für alles. Eine Frau, die unter diesen Umständen nicht arbeiten gehen will, wäre geradezu herzlos (oder hätte nur wegen des Bürgerrechts geheiratet!). Die Situation ist ja offenbar paradox ge-